

Drei gegen Cattenom-Connection

Die Direktanbindung der Elektrostahlwerke an das französische Stromnetz wird von den betroffenen Gemeinden abgelehnt. Die Leitung soll über das Territorium von Esch, Sanem und Differdingen verlaufen. Die drei Gemeindeführungen haben im Rahmen des Kommodo-Verfahrens Einspruch dagegen erhoben. Dazu hat die Überzeugungsarbeit der grünen Vertreter in den Schöffenräten sicher beigetragen. Dennoch ist die Haltung der drei Gemeinden so einheitlich nicht. Den Differdinger Bürgermeister Claude Meisch (DP) stört vor allem, dass die Leitung ein Naturschutzgebiet durchqueren soll. Mit einer Umgehung oder unterirdischen Führung würde den Differdinger Bedenken Rechnung getragen, so Meisch im RTL-Journal. Er wolle sich "auf gemeindepolitische Aspekte beschränken" und die Energiepolitik der Regierung überlassen. Ganz anders sieht das die Escher Bürgermeisterin Lydia Mutsch (LSAP): Dass mit dieser Leitung grünes Licht für Atomstrom gegeben werde, habe durchaus eine Rolle gespielt. Esch verstehe sich immer noch als Anti-Atom-Gemeinde, wie seinerzeit, als gegen das AKW Cattenom geklagt wurde. Spannend wird, ob ihre beiden Parteikollegen, die für die Genehmigung zuständigen Minister Lucien Lux und Jeannot Krecké, sich als weniger atomkritisch erweisen als die Bürgermeisterin.

Giftiger Umweltminister

"Die Katastrophenszenarien der Industrie können hiermit ad acta gelegt werden", frohlockte Umweltminister Lucien Lux am vergangenen Donnerstag. Er bezog sich damit auf eine der 37 Impaktstudien, die derzeit im Rahmen der geplanten "Reach"-Chemikalienrichtlinie diskutiert werden. Sie soll die Zulassung und Kontrolle von Chemikalien europaweit regeln. Die von der Industrie selbst in Auftrag gegebene Untersuchung (KPMG) bestätigt im Großen und Ganzen die Ergebnisse der EU-Kommission: Demnach werden die finanziellen Belastungen für Unternehmen durch die neue Verordnung bei weitem nicht so hoch ausfallen, wie von der Industrie zuvor behauptet. Noch etwas freut den Minister: das verstärkte Interesse der USA an den Reach-Diskussionen. Die Financial Times hatte berichtet, die USA und sieben weitere Handelspartner der EU seien von Gesprächen über Reach ausgeschlossen worden. Luxemburgs Präsidentschaft hatte diese Woche ein Seminar zum Thema Reach organisiert und dazu VertreterInnen des Europaparlaments und des Rates, der europäischen Wirtschaft, der Gewerkschaften sowie der NGOs eingeladen. "Es ist schon schwierig genug, sich zu 25 Staaten zu beraten", begründete Krecké, bei der Pressekonferenz ebenfalls zugegen, die europäische Auswahl. Wenig erfreulich sind indes Lux' Blutwerte: Acht giftige Chemikalien, zum Teil krebserregend und die Fruchtbarkeit beeinträchtigend - so lautet der traurige Befund eines Bluttests, den der Umweltminister im Rahmen einer Greenpeace-Aktion Ende März gemacht hatte. Für Lux ein Argument mehr, Reach so schnell wie möglich über die Bühne zu bringen.

Schwarz-blaue Wählerschelte

Laurent Mosar (CSV) und Paul Helming (DP) haben Probleme mit ihrer elektoralen Basis. "Die Stadtbevölkerung wird immer älter", klagten beide im Duett vor der Presse, die sie am Dienstag zum traditionellen "City Breakfast" eingeladen hatten. Ursache für die Wählerschelte sind nicht zuletzt die vielen Klagen von BürgerInnen gegen einzelne Bauvorhaben. Dadurch würden viele Projekte verzögert und kämen auch teurer zu stehen. Das alles nur, weil die Alteingesessenen partout nicht einsehen wollen, weshalb gerade die Baulücke neben ihrem Haus besetzt werden soll. Ob es die Sporthalle auf Limpertsberg oder die kompakte Wohnanlage auf Cents ist - überall wird sich gegen die Stadterneuerung zur Wehr gesetzt. Die Erkenntnis, dass zu viele Junge die Stadt verlassen, ist nicht neu. Dass der Exodus aber auch das Resultat einer fast 25-jährigen liberal-konservativen Vorherrschaft in der Hauptstadt ist, dieser Gedanke scheint der Schöffenratsspitze (noch) nicht gekommen zu sein.

Die individuellen Stärken der SchülerInnen fördern, ist das Ziel von Liane Paradies, Differenzierungsexpertin und Gastdozentin in Luxemburg.

(Foto: Christian Mosar)



UNTERRICHT

"Jeder Schüler ist wichtig"

woxx: Frau Paradies, Sie schulen luxemburgische LehrerInnen in differenzierten Lehrmethoden. Taugt der alte Frontalunterricht nichts mehr?

Liane Paradies: Ich habe den Frontalunterricht stets gut geheißen - wenn er gut gemacht ist und wenn er neben Gruppen- und Einzelarbeit etwa ein Drittel des Gesamtunterrichtes ausmacht. Leider sind viele Lehrer dazu übergegangen, nur noch frontal zu unterrichten. Die Unterrichtsform spricht aber nicht alle Schüler gleichermaßen an.

Was meinen Sie damit?

Die Hirnforschung hat herausgefunden, dass Menschen sich die Dinge am besten merken, zu denen sie bereits einen Anknüpfungspunkt haben. Fehlt er, dann kann ich einem Schüler viel erzählen - vergeblich. Biete ich einem Schüler nur eine Methode um etwas zu lernen, muss ich damit rechnen, dass er sich das, was ich ihm vermitteln will, gar nicht merken kann. Deshalb ist es besser, ihm verschiedene Möglichkeiten zu geben, etwa in dem ich seine Alltagserfahrungen berücksichtigt.

Und das nennt sich dann differenzierter Unterricht?

Ja. Als Lehrerin muss ich versuchen, die Eigenarten und Lernvoraussetzungen eines jeden Schülers so genau wie möglich zu kennen. Und dann meinen Unterricht so konzipieren, dass jeder Schüler entsprechend seinen Fähigkeiten und Interessen maximal gefördert wird: mit Einzel- oder Gruppenarbeit, schneller oder langsamer, mit Aufgaben für den Kopf oder die Hände, wie es der Schüler eben braucht.

Das klingt aufwändig.

Das wird immer behauptet. Das ist die Umstellung. Ich entwickle ja nicht für jeden Schüler etwas Neues. In der Regel unterscheiden sich Schüler in einigen Aspekten, aber nicht in allen. Verschiedene Phasen im Lernprozess erlauben es durchaus, unterschiedliche Schüler in kleinen Arbeitsgruppen zusammenzufassen.

Sie verteilen in einer 24-köpfigen Klasse also nicht 24 verschiedene Aufgaben.

Nein, sicher nicht.

Wie steht es um den Wissensserwerb? Lernt ein Schüler mit der differenzierten Methode genauso viel wie einer im herkömmlichen Unterricht?

Das ist schwierig festzustellen. Im klassischen Frontalunterricht wissen Schüler häufig Dinge, die sie auswendig gelernt haben. Innerhalb kürzester Zeit ist das Wissen aber wieder verschwunden. Schüler, die für sich Lernstrategien entwickeln können, die also über eine gewisse Methodenkompetenz verfügen und sie auf andere Aufgabenstellungen übertragen können, behalten ihr Wissen deutlich länger. Das genau hat Pisa bewiesen: Viele Schüler sind eben nicht in der Lage, gelerntes Wissen auf andere Probleme zu übertragen.

Was braucht demnach ein Lehrer, um seine Schüler optimal auf spätere Herausforderungen vorzubereiten?

Zuallererst die Fähigkeit zur Diagnose. Der Lehrer muss durch Beobachtung und im Umgang mit den Schülern feststellen, welche Voraussetzungen fürs Lernen sie jeweils mitbringen. Pisa hat leider gezeigt, dass viele Lehrer dazu nicht ausreichend in der Lage sind. Dabei beobachten sie ihre Schüler tagtäglich. Aber sie tun dies nicht systematisch genug, um darauf ihren Unterricht aufzubauen. Ihr Schulalltag ist ihnen oft schon mühsam und kompliziert genug.

Warum - weil übervolle Programme keinen Platz lassen

für individuelle Beobachtung und Betreuung?

Vielleicht sind die Vorgaben hier zu Lande wirklich etwas zu umfangreich. Sie beziehen sich zudem meist auf fachliches Wissen, weniger auf methodische und soziale Kompetenzen. Ich meine trotzdem nicht, dass es in erster Linie an Zeit mangelt. Die Aufmerksamkeit, die der Lehrer in klassischen Unterricht seinen Schülern widmet, ist enorm. Sechs Stunden reden und dabei alle Schüler im Auge zu behalten, das ist anstrengend.

In Luxemburgs Primärschulen sitzen Kinder mit unterschiedlichen Voraussetzungen. Für die einen ist Deutsch, für die anderen Französisch das Problem. Stößt die Differenzierung da nicht an Grenzen?

Das glaube ich nicht. Ein Schüler, der in der Lage ist, etwas auf Deutsch, auf Französisch, Portugiesisch oder Luxemburgisch zu formulieren, hat viele Kompetenzen. Er kann Begriffe wesentlich präziser formulieren. Es ist zudem ein europaweiter Trend, mit unterschiedlichen Sprachen umgehen zu können.

Eine der Projektschulen des Cycle inférieur, die Sie beraten haben, hat eine Klasse speziell für Lernschwache eingerichtet. Inwiefern verträgt sich das mit der Idee: gleiche Bildungschancen für alle?

Ich würde die Schwächeren nie ausgliedern wollen, sondern

sie integrieren. Schwächere Schüler können von Stärkeren gerade im fachlichen Bereich viel lernen und trauen sich mehr zu, wenn sie mit anderen arbeiten. Lernstarke Schüler dagegen können von schwächeren Mitschülern im sozialen und im methodischen Bereich hinzulernen. Pisa-Testsieger Finnland argumentiert: Jeder Schüler ist uns wichtig, egal wie stark oder schwach er ist. Das macht den Erfolg der Finnen aus.

In Skandinavien gehört differenzierter Unterricht längst zum Schulalltag, hier zu Lande dagegen ist er ein Fremdwort. Warum tun sich viele LehrerInnen so schwer damit?

Weil sie es nicht gelernt haben. Wenn ein junger Stagiaire in die Schule kommt, ist er in der Regel froh, seine Stunden über die Bühne zu bekommen. Er nimmt zunächst meist die Methode, mit der er sich sicher fühlt. Später wird sie zur Gewohnheit, weil es diejenige ist, die er am besten kennt.

Skandinavische Lehrer arbeiten oft in Teams. Ist Teamarbeit eine Voraussetzung für differenziertes Lehren?

Das ist ein echter Knackpunkt. Lehrer sind bei uns Einzelgänger. Wir schließen für den Unterricht die Klassentür. Teamarbeit ist keine notwendige Voraussetzung, aber sie erleichtert das Differenzieren erheblich. Wenn ich differenziert unterrichte und meine Kollegen, die in derselben Klasse arbeiten, es ähnlich machen, haben die Schüler eine Linie, an der sie sich orientieren können. Das macht auch ihre Arbeit einfacher.

Das dreigliedrige Schulsystem lädt auch nicht gerade zur Differenzierung im Unterricht ein: Spätestens nach der sechsten Klasse bleiben Lernstarke unter sich und die Schwachen werden nach unten aussortiert.

Das stimmt leider. Es wäre besser, wenn alle Schüler mindestens bis einschließlich der neunten Klasse zusammen blieben.

Luxemburgs Bildungsministerin hat die Grundschullehrer aufgefordert, die Hausaufgaben zu reduzieren und sie stärker an den Bedürfnissen der jeweiligen Schüler zu orientieren. Eine richtige Entscheidung?

Die Hausaufgaben generell abzuschaffen, halte ich für problematisch. Dinge, die nicht regelmäßig geübt werden, sind schnell vergessen. Sicherlich braucht der eine Schüler mehr Wiederholung als der andere. Wenn Hausaufgaben künftig nicht mehr in der Familie, sondern in der Schule unter Aufsicht eines Lehrers, mit älteren Schülern oder mit Eltern erfolgen, finde ich das sinnvoll. Das spricht aber für die Ganztagschule. Andernfalls müssten Schulstunden am Vormittag gekürzt werden.

Sie plädieren also für mehr Ganztagschulen?

Ja, dazu gibt es keine Alternative. Um sicherzustellen, dass alle Schüler die gleichen Lernbedingungen und -chancen haben, sind Ganztagschulen notwendig.

Das Gespräch führte Ines Kurschat.

Zur Person:

Liane Paradies (49) ist Gymnasiallehrerin für Mathematik und Geschichte und hat viele Jahre an einer ganztägigen Gesamtschule in Delmenhorst/Niedersachsen unterrichtet. Derzeit ist sie in der Aus- und Fortbildung von LehrerInnen an der Universität Oldenburg tätig. Die Pädagogin hat verschiedene Bücher zum Thema Unterrichtsmethoden veröffentlicht. Ihr bekanntestes Werk heißt "Differenzieren im Unterricht". Techniken der Differenzierung bilden auch den Schwerpunkt der Fortbildungsseminare, die sie regelmäßig, auch auf Wunsch einzelner Schulen, in Luxemburg abhält. Darüber hinaus berät und unterstützt Paradies verstärkt LehrerInnen aus den Schulen, die am Pilotprojekt des Cycle inférieur im technischen Sekundarunterricht teilnehmen.